

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 10 (1926)
Heft: 11-12

Buchbesprechung: Vom Büchertisch

Autor: E.Bl. / W.U.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Rüsnacht (Zürich) auf Postchekrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Verlandstelle: Rüsnacht (Zürich). Druck: E. Gluck & Cie., Bern.

Zu Heinrich Federers 60. Geburtstag.

Zu denen, die sich einfinden, um Heinrich Federer zum sechzigsten Geburtstag einen landsmännischen Gruß und Glückwunsch darzubringen, gehören auch wir vom Deutschschweizerischen Sprachverein. Ich erinnere mich wohl, wie und wo ich zum ersten Mal von ihm gehört habe. Es mögen ziemlich genau zwanzig Jahre her sein; ich hatte bei einem Zeitungsmann zu tun und traf ihn beim Lesen einer Handschrift. Er war etwas erregt: „Hier bekommen wir einen neuen Jeremias Gotthelf — Heinrich Federer heißt er.“ Bald darauf fragte mich einer in einem Brief: „Weißt du, wer Heinrich Federer ist? Das muß ja etwas ganz Besonderes sein.“ Nun freilich, als etwas Besonderes hat er sich seither ausgewiesen. Und die beiden Namen Gotthelf und Federer muß ich seit jener Begebenheit zusammen denken, mag es auch in der Welt des Geistes keinen geben, dem ähnlich zu sein schlechterdings so unmöglich ist wie dem unvergleichlichen und in seiner königlichen Selbstherrlichkeit einfach unvergleichbaren Berner. Denn das Entscheidende ist hier nicht, ob einer an den heranreicht oder nicht, der zu den nie wiederkehrenden gehört; sondern Heinrich Federer hat uns für den katholischen Teil des Schweizervolkes etwas geschenkt, was uns gefehlt hat und was uns Gotthelf für das reformierte Bernertum gegeben hatte: den Einblick in die Seele, wie eben nur der Künstler ihn zu vermitteln vermag. Dabei führt er uns gerade dahin, wo wir andere so schwer hinkommen: in die Pfarrhäuser und Sakristeien, in die Sterbekammer armer Leute, in die Christenlehre inner- oder ostschweizerischer Gebirgsdörfer. Und daß ich nicht vergesse: die kleinen Kabinettstücke wie Sisto e Sesto oder das letzte Stündlein des Papstes zeigen uns, daß Federers Kunst nicht an die heimatlichen Bergmatten gebunden ist und uns auch in den Sonnenzauber fremden Volkswesens zu führen vermag.

Es ist gelegentlich hier schon auf Federers Sprachkunst hingewiesen worden. *) Er gehört zu denen, die das heimische Gut prächtig in eigener und persönlicher Art zu verwenden wissen. Wir dürfen uns freuen, daß das edle Metall unsrer Volkssprache solch kräftige Präger noch heute findet.

Möge es dem heute Sechzigjährigen vergönnt sein, noch lange zu schaffen. Wir wünschen es nicht für ihn allein, auch für uns.

Eduard Blocher.

Bildungsbiereifer.

In den Studentenkreisen älterer Art, wo das Bier nicht bloß getrunken, sondern fast als Sinnbild des Lebens betrachtet wurde und wo den höchsten Grad der Menschenwürde der „bierehrliche Bursche“ bedeutete, da nannte man den in Bedienung, Unterhaltung und Verehrung der Burschen betätigten Eifer der „Füchse“ anerkennend, wenn auch etwas spöttisch, den Biereifer.

Letzten Sommer sah man auf den Anschlagtafeln und in den Zeitungsanzeigen Zürichs den Namen Henry Fuseli. Wer war dieser Henry Fuseli? Zunächst ein Maler, der Schreibweise des Vornamens nach zu schließen ein englischer. Im Kunsthaus waren zu seinem Gedächtnis Bilder und Zeichnungen von ihm ausgestellt. Denn er war einmal ein richtiger Zürcher Heiri gewesen mit dem urzürcherischen Geschlechtsnamen — Füßli! Er hatte freilich den bedeutendsten Teil seines Lebens in England zugebracht, und die Engländer hatten natürlich seinen für sie unmöglichen Namen ihrem Schnabel angepaßt und Fuseli draus gemacht (auszusprechen Fjusli!). Daß der Mann selbst die Schreibung seines Namens der englischen Aussprache anpaßte, ist wohl begreiflich; wenn man aber 101 Jahr nach seinem Tode in seiner Vaterstadt eine Gedächtnisausstellung veranstaltete und den Schweizern die Werke ihres Landmanns zeigen wollte, da hätten es Geschmack und vaterländischer Anstand doch wohl verlangt, daß sein ausgesprochen zürcherischer Name (wie auch im Ausstellungsverzeichnis geschrieben!) in seiner echten Form ausgeschrieben worden wäre; Heinrich Füßli sagt uns doch mehr als Henry Fuseli. Aber eben, der geschichtlich-sprachliche Bildungsbiereifer! Lächerlich oder betrüblich?

Vom Büchertisch.

Das Hebeljahr 1926 hat uns neben andern Gaben ein liebliches Buch des unsern Lesern wohl bekannten Hebelforschers Fritz Liebrich gebracht. Es heißt Johann Peter Hebel und Basel, ist in Basel bei Helbing und Lichtenhahn verlegt, umfaßt 130 hübsch gedruckte Seiten, ein Bildnis des Dichters, einige Federzeichnungen und anmutig unaufdringlichen Buchschmuck und kostet 3 Fr. 75 Rp. Natürlich wird niemand größere Freude daran haben als die Basler und die irgendwelche Gemütsbeziehungen zu der einzigartigen RheinStadt haben. Aber Liebrich erforscht mit seinem fleißigen Verstande und beschreibt mit seiner frischen Feder, woran er mit warmem Herzen hängt; darum muß sich jeder warmblü-

*) Jahrgang VII 9/10, IX 9/10.

tige Schweizer angezogen fühlen, der einen Blick in das Buch geworfen hat. Alle die aber, die bei unsrer schönen Sebelfeier in Zürich am 26ten Herbstmonat beteiligt waren, werden sich gern an der Hand Liebrichs durch das alte Basel Sebels und Isaak Iselins führen lassen und dabei das in dem Festvortrag Burtes mehrfach angedeutete eigenartige Verhältnis der benachbarten „Ausländer“ zu der vornehmen Eckstadt am Rheinknie nachdenkend betrachten. Nur daß nicht etwa aus dem eben Gesagten jemand schließe, Liebrichs Buch beschreibe Basel. Durchaus nicht! Er führt uns (hätt' ich besser gesagt) durch Sebels Lebenswerk und weist im einen und im andern Basels Anteil und Basels Spuren nach. Und so weit sind unsre helvetischen Vaterländer nun heute verwachsen und verschmolzen, daß uns alle eine solche Herzensangelegenheit fesselt, die eine Menschenseele wie die Sebels mit einer geschichtlichen Persönlichkeit wie der Basels verbindet. Darum ist Liebrichs Jubelfeierbüchlein doch kein Baslerbuch, sondern ein Schweizerbuch und — natürlich vor allem — ein Alemannenbuch. Doch für besinnliche Leser, die zu lieben verstehen. E. Bl.

Eduard Hoffmann-Krayer, Geschichte des deutschen Stils in Einzelbildern. Leipzig, Quelle und Meyer, 1926. Preis 7 Fr. 50 Rp.

Der verdiente Forscher auf den Gebieten der schweizerischen Volkskunde und der deutschen Sprachgeschichte schenkt uns hier ein Werklein, das in all seiner schlichten Anspruchslosigkeit gerade unsern Mitgliedern nicht genug empfohlen werden kann. Es faßt den Begriff des Stiles nicht im engeren Sinne, sondern als ganzes Gehaben den Dingen gegenüber, das dann allerdings im Wort seinen klarsten Ausdruck erhält, und läßt so ohne die Geheimsprache unserer Schrifttumsbetrachtung und ohne professoralen Wissenssprunk in edler, allgemein verständlicher Volkstümlichkeit den ganzen Reichtum deutscher Sprachgestaltung vor uns erstehen, von der herben Größe des alten Wielandsliedes bis hinunter zu den oft absonderlichen Gebilden unserer Tage. Ein Werklein, geschrieben mit warmer Liebe und feinem Geschmac, geschaffen, Freude und Verständnis zu wecken, willkommen und wertvoll jedem Gebildeten, ganz besonders aber auch für das Geschlecht der Heranwachsenden und in der Hand des Lehrers. W. A.

Aus dem Appenzellerland.

Um Ostern herum ist im Unterhaltungsteil des „Appenzeller Volksfreunds“, des Innerrhoder Amtsblattes, die Beschreibung einer Pariser Reise erschienen, die zuweilen höchst belustigend wirkte, da dem Verfasser oft die Mundart ins Handwerk gepfuscht hatte. Zudem findet der Leser manchmal Zusammenstellungen von Wörtern, vor denen sein Geist staunend stillsteht und sich fragt, welchem tiefen Gedanken der Verfasser wohl Ausdruck geben wollte. Daß der Verehrer französischer Sitten und Gebräuche eine Menge richtig und falsch angewandter Fremdwörter austramt, ist dabei selbstverständlich. — Doch hören wir einige Musterchen aus der spaßigen Reisebeschreibung selber! Was die Innerrhoder Reisegesellschaft in Paris zu tun hatte, ergibt sich aus dem Zusammenhang.

Die Reisenden saßen am 24. September letzten Jahres im Appenzeller-„Ezpreß“, wobei ihnen natürlich von den Zurückbleibenden lustig „nachgewunken“ wurde. Die lange Reise von Appenzell nach Zürich erforderte es dann, daß man sich in der Limmatstadt „restaurierte“. Wie das

gemeinsame Nachtsessen im Hotel Metropol „die Expansionskraft des freundeidgenössischen Wesens wacker ausnützen“ konnte, bleibt schon weniger verständlich. Daß sie „Tropfen um Tropfen vom Fasse eidgenössischen Brudersinnes schlürften“, läßt auch auf sonstige Trinkfestigkeit dieser Eidgenossen schließen. Im französischen Schnelzug war es dann freilich nicht mehr so schön; denn da mußten sich die armen Menschen „vor Wut ärgern“, weil es in der Nacht keine fahrenden „Buffets“ gab. Doch war die halbverdurstete Gesellschaft wieder getröstet, als „die eiserne Schlange eine Vorstadt von Paris entzweigeknitten hatte“. (sie vielleicht zum Frühstück verschlingen wollte!).

Die Eindrücke des ersten Tages in Paris lagen scheinbar dann „so kunterbunt in ihrem Eindrucksfaß“, daß erst während des Speisens das eine und das andere zurechtgelegt werden mußte unter Assistenz des Redestroms der Gesamtheit.

Bei dem gewaltigen Verkehr brauchte man sich nicht zu verwundern, „wenn es jeden Augenblick Massen von Unglücken gäbe“. Doch geschieht das nicht, da Fußgänger und Autoführer augenscheinlich einen „geisterhaften Kontakt“ miteinander haben.

Für die internationale Kunstausstellung findet der Verfasser begreiflicherweise vor Entzücken kaum Worte und kommt zu dem Schluß, „daß es sich wieder einmal so recht bewiesen habe, daß halt Paris doch der Platz der Creationen ist und bleibt“. Für Appenzeller mag es dann in Paris auch Stellen geben, wo vier Verkehrswege „ob einander“ sind.

Ziemlich leidlich ist die Beschreibung des Höhepunktes der Reise, des schweizerischen Festspiels im Grand Palais, an dem sie im Verein mit Baslern und Tessinern mitwirkten. Später wohnten sie einem Wohltätigkeitskonzert für Soldaten in Marokko bei, wo sie „berühmte Männer und Frauen von Frankreich hörten, wie sie ihre wunderbar geschulten Stimmen auch der Pietät opferten“.

Doch bald hieß es für die Pariser-„Aufenthalter“: Abschied nehmen! Leicht muß das Scheiden von den Schweizern in Paris nicht gewesen sein; denn „der letzte Händedruck öffnete die Herzkammern, sein Inneres sprang entzwei“ usw.

Die Innerrhoder waren so erfüllt von der Seine-Stadt, daß ihnen „Zürich als letzte Haltestation nur noch wie ein Landdörfchen vorkam“. W. G. W.

Aus dem schweizerischen Idiotikon.

Im 99. Heft fällt uns auf der ersten Seite das Wort Schnaps ins Auge, das in schweizerischen Quellen erst im Ausgang des 18. Jahrhunderts auftaucht und (nach Pauls Wörterbuch) aus dem Niederdeutschen stammt; es hat ältere einheimische Bezeichnungen, bes. Pranz (= Gebranntes) bereits stark zurückgedrängt (das Schnapstrinken ist im 17. Jahrhundert stark verbreitet worden). Ein Zürcher Spruch sagt richtig: Im Schnaps ertrinke ich mit dem Weltmeer. Wibulolchschnaps heißt im Lötschental der Bergamottenlikör. — Unter „Schnorre“ (Verzeihung!) finden wir den Witz eines Appenzellers, der seinem Nachbar zur Pfeife auch noch Tabak und Zündholz leihen mußte: „Mos - der d'Schnorre o no gad lene (leihen)?“ Aus demselben Lande wird der stolze Ausruf eines Baders überliefert, der einem Patienten die Zähne gezogen hat: „Wieder e Schnorre leer!“ Bei Simon Geller lesen wir den guten Rat: „Meitschi, wen-d-es Müntschi wit, so hab dis Schnörkli zue.“ In der üblichen